

between the mirrors

Ausstellung von Sandra Eades und Reinhard Klessinger

vom 27. März bis 8. Mai 2011

Einführungsrede zur Eröffnung der Ausstellung am 27. März 2011

von Dr. Klaus Scherzinger

Vor einigen Wochen habe ich Frau Sandra Eades und Herrn Reinhard Klessinger in ihrem Atelier in Ihringen besucht. Herr Klessinger sagte zu mir: Machen Sie das mit der Eröffnungsrede zur Kunstausstellung, und lassen sie ihren philosophischen Assoziationen freien Lauf. Genau das werde ich jetzt tun.

Mit meinen philosophischen Assoziationen zu den Kunstwerken, die sie von heute an bis zum 8. Mai bewundern können, möchte ich sie, liebe Kunstfreunde, mit einer ganz bestimmten Hinsicht auf diese Objekte bekannt machen, es gibt sicherlich viele andere.

Wir befinden uns, wenn wir die Ausstellungsräume betreten, zwischen Spiegeln (between the mirrors, so der Titel der Ausstellung) und die Tatsache, dass all die gezeigten Kunstwerke etwas mit Spiegeln zu tun haben, ist sicherlich auch ein Grund, warum sie uns nicht sogleich warm zu sich hinziehen, sondern uns eine gewisse Reserviertheit aufnötigen. Es ist die Reserviertheit, der Respekt, der entsteht, wenn droht, dass man mit seinem Spiegelbild, d.h. mit sich selbst konfrontiert wird. Sie kennen das: Wenn sie in einen Spiegelsaal gehen – z.B. in den im Residenzschloss Ludwigsburg – dann entdeckt man sich überall und man denkt vielleicht: mein Gott bin ich dick geworden oder wieso bin ich bloß so blass....

In der Philosophie, wie auch sonst, darf der Spiegel als eine Metapher für das Selbst gelten. Wie das für die Philosophie gemeint ist, möchte ich ihnen näher bringen, indem ich auf ein berühmtes Zitat aus Kierkegaards Werk „Die Krankheit zum Tode“ von 1849 eingehe: Dort heißt es über das Selbst: *das Selbst ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält, oder ist das an dem Verhältnis, dass das Verhältnis sich zu sich selbst verhält; das Selbst ist nicht das Verhältnis, sondern dass das Verhältnis sich zu sich selbst verhält.* Das Selbst ist, *dass das Verhältnis sich zu sich selbst verhält.* Von welchem Verhältnis ist die Rede? Mit Verhältnis ist gemeint, dass sich der Mensch immer schon irgendwie zur Welt und den anderen Menschen verhält. Es ist nicht so, dass es uns als ein weltloses Selbst gibt, als ein Selbst, das sich dann wahlweise der Welt zuwenden kann oder auch nicht. Wir sind – wie gesagt – immer schon bei der Welt und – und das ist wichtig – uns gibt es als Selbst nur, weil wir uns, indem wir uns auf die Welt beziehen, zugleich auf diesen Weltbezug beziehen.

Die Hirnforschung, die nach den neurologischen Grundlagen für das Entstehen eines bewussten Selbst fragt, bestätigt diese Einsicht Kierkegaards mit einer Theorie des Amerikaners Damasio: Das Verhältnis zur Welt, der wesenhafte Weltbezug des menschlichen Organismus, wird im Gehirn in so genannten Karten 1. Ordnung repräsentiert. Sie repräsentieren im ununterbrochenen Wechsel den innere Zustand des Organismus und wie der innere Zustand des Organismus sich durch Außenweltkontakte verändert. Wenn nun – so die Theorie – dieser stetige Repräsentationsverlauf 1. Ordnung noch einmal – in einer Repräsentation 2. Ordnung eingefangen wird, dann entsteht allererst der Fänger als ein bewusster, dann emergiert allererst ein gefühltes Bewusstsein von uns selbst, ein gefühltes Wissen davon, dass es uns gibt. Auf der Ebene der Repräsentationen 1. Ordnung war alles Geschehen noch unbewusst.

Für die Philosophie und für die Hirnforschung gesprochen ist der Spiegel also Symbol für die Möglichkeit, den Weltbezug zurückzubeugen und dadurch uns Selbst zu sehen. Uns gibt es als Selbst nur, weil wir auf das Verhältnis zur Welt, das wir sind, reflektieren können, weil wir es – neurologisch gesehen – noch einmal repräsentieren können, weil wir uns – bildlich gesprochen – bei unserem wesenhaften Weltbezug zusehen können. Was sehen wir, wenn wir in den Spiegel sehen? Wir sehen uns beim Sehen zu.

Metapher für die Möglichkeit des Selbst bzw. Metapher für das Selbst ist der Spiegel auch im Aberglauben und der Literatur: Im Hause eines Toten soll man alle Spiegel verhängen, damit sich die Seele des Verblichenen dort nicht festsetzt und in Hoffmanns Erzählung „Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbild“ gewinnt die Geliebte von Erasmus Spikher Gewalt über ihn, als er Venedig verlässt und sein Spiegelbild bei ihr zurücklässt.

Spiegel sind nicht nur Metaphern für das Selbst, sondern auch für das wahre Selbst, das Selbst, wie es in der Selbstwahrnehmung oft verkannt wird, wie es vielleicht eher die Fremdwahrnehmung richtig deutet, deshalb spricht der Volksmund auch davon, dass man jemandem den Spiegel vorhält und deshalb kann Schopenhauer in den *Aphorismen zur Lebensweisheit* sagen: *Zu unserer Besserung bedürfen wir eines Spiegels.*

Über die Schönheit der bösen Königin gibt der Spiegel im Märchen Schneewittchen schonungslos Auskunft, aber diese Ehrlichkeit des Spiegels ist ein Schuss nach hinten. Die böse Königin nutzt sie nicht zur Läuterung, sondern verdrängt die Wahrheit. Ähnlich ist es bei Oskar Wildes *Dorian Gray* (1890): Hier ist es zwar kein Spiegel, sondern ein Portrait, aber es könnte ein Spiegel sein und ist es eigentlich auch, weil das Portrait sein alterndes und böser werdendes Ich spiegelt, ein Ich, das er äußerlich – er bleibt ja für immer jung – nicht zeigt.

Eine Erweiterung des Metapherngehaltes von Spiegeln ergibt sich, wenn Spiegel irgendwie verändert sind. Veränderte Spiegel – in Aberglaube, Kunst und Literatur usw. – sind Metaphern für unterschiedliche Weisen bzw. Möglichkeiten sein Selbst zu sein. Hierbei wird auch offensichtlich, wieso der Spiegel ein Vanitas-Symbol ist. Der lateinische Begriff Vanitas bedeutet Eitelkeit im Sinne von Nichtigkeit, Endlichkeit, Verschwinden.

Risse und Sprünge im Spiegel stehen für ein zerbrechendes Selbst, für Persönlichkeitsstörung oder auch Tod. Ist der Spiegel trübe, so meint das, dass das Selbst undeutlich wird, z.B. bei Demenz. Bei Untoten, wie den Vampiren, bleibt das Spiegelbild aus, es gibt sie ja auch – nach normalen Maßstäben gemessen – nicht mehr. Das Spiegelbild, das nichts zeigt, präsentiert das Abwesende.

Tausende von Spiegeln – denken sie an moderne Einkaufspassagen, durch die sie wie durch ein Spiegelkabinett schreiten, das sie in Millionen Selbstfragmente zerlegt – versinnbildlichen den Reiz, den es hat, mit seinem Selbst zu spielen, in neue Rollen zu schlüpfen, Masken für jede Gelegenheit zu tragen. Bei diesem Spiel nicht süchtig zu werden und zu einer Art Matruschka-Puppe der Selbst-Profile zu mutieren, so dass, wo Masken einmal fallen, neue Masken auftauchen und der wahre Selbstkern verschwunden bleibt, ist nicht leicht. Tausende von Spiegeln symbolisieren auch – weil sie das Selbst tausendfach

vervielfältigen – die Möglichkeit, Klone von sich selbst zu erzeugen und wo Spiegel konvex, konkav, oder auf eine bestimmte Weise beleuchtet sind, sind sie eingängige Bilder für die Möglichkeit das Selbst – zum Beispiel durch Schönheitsoperationen – zu modellieren und zu tunen.

Selbst die Geschichte der Spiegelherstellung ist eine Bild. Die Entwicklung von den blank geputzten Bronze- oder Kupferplatten über die erst im Spätmittelalter aufkommenden Glasspiegel, die mit einer Zinn-Quecksilber- und heute mit einer Silber oder Aluminium Schicht belegt sind und zunehmend bessere Spiegelbilder lieferten, ist eine Allegorie auf die ansteigende Wichtigkeit des Selbst, bzw. der Individualität in der Geistesgeschichte des Abendlandes. Mit Ovids Geschichte von Narziss, der sich in sein Spiegelbild verliebt, ist dann auch die treffende Diagnose der modernen, westlichen Gesellschaft geben: Wir dringen mit unserem Blick zur Welt, wie sie wirklich ist oder wie sie auch noch sein könnte, nicht mehr durch. Wohin wir auch sehen, wir sehen nur noch uns und wollen nur noch uns sehen. Wir sehen unser Selbst und entwickeln unser Selbst nicht mehr im Spiegel der Welt, im Spiegel des anderen des Selbst, sondern die Welt spiegelt uns, sie ist zugerichtet nach Maßgabe eines Selbst, dass herrschen und keine Überraschungen und Wunder mehr dulden will. Es gibt nur noch Spiegel. Die Welt ist zum Spiegel des Spiegels geworden, zum Spiegel der uns unsere Macht, unsere Potenz, unseren Erfolg zeigen soll. Überall soll unser Wille herrschen. *Manche Leute wollen in allen Dingen ihren eigenen Willen haben, das ist böse es steckt ein Makel darin*, sagt Eckhart. Unsere Begegnungen mit der Welt und den anderen Menschen sind nur noch Begegnungen mit unseren eigenen Absichten und unseren eigenen Gedanken, sagt Bernhard Welte, der diesen Satz Eckharts kommentiert.

Dies kann eine Art von Hölle sein. Die Hölle, das sind die anderen, wie Sartre sagt. Aber nicht nur sie. Wenn alles, die anderen und die ganze Welt nur unserer Selbstverliebtheit schmeicheln soll, so entsteht ein Spiegelkäfig, eine geschlossenen Gesellschaft mit sich selbst. Das ist nur selten spaßig.

Aus dem Spiegelkäfig ist ein Durchdringen zur Welt und zum andern nicht möglich. Beide sind längst zu Projektionsflächen für meinen Monolog verkommen, kein echter Dialog, keine echte Liebe, kein wirkliches Einlassen und dadurch auch keine wahre Selbstentwicklung – die es nur als Folge von Einlassen gibt – sind möglich.

Was also nottut, ist das Kratzen und Ätzen an den Spiegeln. Und genau das tut Klessinger. Er kratzt und ätzt die Beschichtung weg, die das Glas zum Spiegel macht. Er macht Durchsicht möglich. Frau Rieger hat mich auf das Buch „Alice hinter den Spiegeln“ von Lewis Carroll (1871) aufmerksam gemacht. „Durch den Spiegel und was Alice dort fand“, heißt es im englischen Original. Weil Klessinger freie Sicht schafft, wird ein Weltbezug und ein Bezug auf den Anderen möglich, der eben nicht nur ein Bezug ist, der um willen der Selbstspiegelung, der Selbstjustierung, Selbstvergewisserung und der Selbstverherrlichung geschieht, sondern sich einlassen kann auf das, was sich dem Blick zeigt. Dieser Blick ist phänomenologisch, ein Blick, der die Welt und die Anderen nicht sogleich vereinnahmt für unsere Begriffe und unser Wollen. Zu den Sachen selbst! Die Welt und die Anderen können sich zeigen, wie sie von sich aus sind.

Was der phänomenologische Blick hinter den Spiegeln findet, ist das Fremde, das Nicht-Selbst, die Welt und der Andere mit all ihren Unkontrolliertheiten und Unbeherrschbarkeiten oder wie bei Alice mit ihren Verrücktheiten, mit den Dingen, die wir noch nicht wissen, noch nicht beherrschen. Eckhart sagt: *Es war ein Mann der ging aus in fremde Lande und kam reicher wieder heim*. Nur wer den Selbstkäfig aufbricht und die Sicht auf das Andere wagt, kann echte Selbstentfaltung erlangen.

Weil Klessinger seinem Spiegelmaterial zwar Durchsichten verschafft, aber ihm auch Spiegelfläche und damit die Möglichkeit zur Spiegelung belässt, verhindert er das andere Extrem zur Selbstverherrlichung – den Selbstverlust an die Welt. Man kann das Selbst verlieren, das ist zwar religiös manchmal erwünscht und auch der Grund warum es in

Klöstern Spiegelverbote gab – es geht nicht um Dich, um Deinen Willen, sondern darum, dass du selbstlos Gottes Wille erfüllst – aber ich möchte nicht vom religiösen, sondern vom gelingenden Normalmenschen reden. Eine gelingende Biographie setzt voraus, dass man sich nicht in seinem Selbst einigeln aber es auch nicht an die Welt verliert, zum Sklaven der Welt und ihrer Mechanismen wird oder zum Sklaven des anderen, dessen Liebe man so zu erkaufen hofft.

Wenn ich mich mal zum Anwalt einer Kunsttheorie mache, die man Darstellungstheorie nennt, dann würde ich über Klessingers Werke sagen: Indem er von Spiegeln als Material ausgeht und die Durchsicht möglich macht, hinter die Spiegel, auf eine Welt, die nicht Spiegel des Selbst ist, indem er also das Selbst zur Welt befreit, ermöglicht er – er belässt ja auch noch Spiegelfläche – ein wirkliches Wachstum und Erweiterung des Selbst.

Das Klessinger-Objekt, das das Faltblatt zielt – ich glaube es heißt Einsichtsturm – zeigt – meine These zugrunde gelegt – den Dialog zweier Menschen, die auf den anderen schauen, frei, phänomenologisch und ihn nehmen, wie er ist und sich doch dabei auch um sich selbst kümmern. Zwei Erwachsene, jeder wächst am anderen, jeder gewinnt durch den Bezug zum Anderen, aber verliert sich nicht im Anderen. Dieser Dialog ist offen, weil jede Selbstentwicklung dem anderen wieder Neues zeigt und Neues lehrt, eine Art dialogische bzw. dialektische Selbstorganisation.

Eades holt mit ihren „photopainting“ Werken die Bedeutungen - die aboutness, um es mit einem Begriff des Kunstphilosophen Arthur Danto zu sagen – die Klessinger eher bildhauerisch ins Werk setzt, ab, bzw. knüpft daran an, bzw. kommt ihr aus entgegengesetzter Richtung entgegen. Sie kommt nicht vom Selbst zur Welt, sondern von der Welt zum Selbst. Ihr künstlerischer Blick zeigt die vielen Aspekte, die vielen Details von Welt, zergliedert sie in ihre Farben (z.B. monochromes Blau, oder Grau) und Formen, etwa in der Werkgruppe „the white garden“ von 2011 oder in der Werkgruppe „vanitas“ von 2002. Indem sie Weltetails und Weltfacetten zeigt, macht sie uns sensibel für die unendlich vielen Möglichkeiten sich auf die Welt beziehen zu können und sich an die Welt haften und hängen zu können. Aber indem sie Spiegel dazusetzt, gemahnt sie uns, nicht zu sehr auf die Welt zu setzen, uns nicht an die Welt zu verlieren, sondern immer auch uns selbst, unser Sein und unser inneres Projekt vor Augen zu haben.

Klessinger befreit uns von zuviel Spiegeln bzw. Selbstbespiegelung (Spiegel weg) und Eades verschafft uns die Spiegel, die wir nötig haben, um uns nicht an die Welt zu verlieren (Spiegel dazu). Gegenstücke, counterparts, die komplementär sind und aufeinander zulaufen. Beide ringen um eine ausgewogene – d.h. das Selbst und die Welt in ausgewogenem Maße berücksichtigende – Haltung zur Wirklichkeit, bzw. zur Wahrheit, wenn wir unter Wahrheit wie Heidegger die aletheia, die gelichtete Erfahrungswirklichkeit verstehen – aber dieses Ringen geht von unterschiedlichen Polen aus.

Ich bin fast versucht zu sagen, hier werden auf künstlerische Weise archetypisch männliche und weibliche Welt- und Selbstbezugsarten durchbrochen. Der Mann lernt sich hinzugeben an die Welt, die Frau lernt sich nicht zu verlieren im andern ihrer selbst. Die Symbolkraft ist beträchtlich: ein Künstler kratzt Spiegel zur Durchsicht, will sich nicht nur immer auf sich selbst geworfen sehen, will sich nicht immer sammeln müssen - typisch für einen Schwarzwälder, Klessinger kommt aus St. Blasien, ich kenn das von mir, überall nur Täler aus denen man herausklettern will, aber immer wieder zur Talsohle zurückrutscht – und anders die Künstlerin – sie ist im Übrigen ein Kind der Grafschaft Essex – sie fügt den vielen Hinsichtnahmen auf die Welt Spiegel hinzu und ruft sich so zur Sammlung auf.

Eine zweite Bedeutungsschicht überlagert die eben genannte. Sie wird schon im Faltblatt angedeutet und hat mit Zeit und Vergänglichkeit zu tun.

In Eades fotografierten Spiegeln kann man sich nicht spiegeln und meist sieht man ihre Spiegel auch nur von der Seite, also so, dass sie auch kein fotografiertes Spiegelbild zeigen.

Eades Spiegel sind Chiffren der Vergänglichkeit, sie sind „vanitas“ auf den fotografischen Begriff gebracht – wenn das überhaupt geht. In ihren Spiegeln ist die Vergänglichkeit eingefroren. Man kann sich ihr nähern wie einem eingefrorenen Virus oder einer kryokonservierten Krankheit zum Tode, denn das ist ja die Vergänglichkeit. Man wird nicht sogleich angesteckt, wenn man herantritt, es ist Vergänglichkeit, die einem nicht sogleich etwas angehen muss, man kann nahe herantreten und behält doch Abstand.

Ihre Spiegel versinnbildlichen auch die vanitas der vielen anderen, die vielleicht einmal in diese Spiegel geschaut haben, deren Leben sich in ihnen gespiegelt hat. Sie stimmen etwas traurig – wie wenn man in eine alte verfallende Fabrik tritt – vielleicht die Waschräume findet – und dort die vielen Spiegel sieht – sich vorstellt, wer alles hier gelacht, sich geärgert und gefreut hat.

Eades Spiegel sind ein Time-out im allgegenwärtigen Vanitas-Geschehen, ihre Spiegel erlauben es uns, von der eigenen Zeitlichkeit einmal abzusehen und sie ermöglichen uns, über Zeitlichkeit nachzusinnen.

Bei Klessinger ist das anders: Seine Spiegel spiegeln. Sie machen uns unsere eigene Vergänglichkeit, Verletzlichkeit, Zerbrechlichkeit, Fragilität sichtbar, indem sie uns den Verlauf der eigenen Vergänglichkeit vor Augen führen. Seine Spiegel zeigen das sich Zeitigen der je eigenen Vergänglichkeit. Wir schauen uns beim Vergehen zu, erlebte Auflösung, die vorgeführte eigene Vanitas am Werk. Sollten wir die eigene Zeitlichkeit vergessen haben, seine Werke ziehen uns wieder hinein in das eigene Zerrinnen.

Bei Eades stehen wir dem Stundenglas gegenüber, bei Klessinger werden wir der Sand, der durch das Stundenglas rieselt.

Mit diesen philosophischen und persönlichen Gedanken zu den Werken, entlass ich sie jetzt – zunächst noch einmal zu etwas Musik und Gesang und dann zur Ausstellung... vielen Dank.